chers
araturen
R
se 14
ge
Höhle 37 I
Verkauf von
n
ck
n
le 37, I.
ntrale
loster 1
r Mauritius-
eumarkt
ld, Silber
rbietend.
Platinstiften pro
Schmuckgegen-
alte Münzen usw,
7 Uhr.
, Köln
St. Agatha 7
n s
uten, Guitarren,
en, Bandoneons,
allen Inſtrument.
rumente.
Gut! Billig!
doline ohne Noten
nbein
ämtl. Elfenbein-
de, kauft
ellen
lämergasse 12–14
ters.
aloschen
sse
el :: Köln
ch 39

Den meiſten Männern erſcheint die Frau am ſchönſten im Geſellſchaftskleid. Das iſt kein Wunder, denn es pflegt ihr ſchönſtes zu ſein, es iſt ihr Feſtgewand. Dennoch und gerade deshalb iſt ſie hier am wenigſten ſie ſelbſt. Sie nimmt das Erhöhte ihrer Farbe, den Glanz ihrer Augen, die Lebhaftigkeit ihres Lächelns von der Farbe, dem Glanz und der Lebendigkeit ihrer Umgebung. Der Mann, der ſich davon bezaubern läßt, daß er um ſie wirbt, hat ſelbſt ein wenig Berührung mit der Wirklichkeit verloren. Er liebt ein Bild, das ihm vorſchwebt, ſtatt der Frau, wie ſie iſt, und ſeine Liebe wird leicht verſchwinden, wenn er ſeine Göttin im Alltagskleid wiederſieht.

Es iſt alſo von beſonderer Wichtigkeit, welches Kleid eine Frau an dem Tage trägt, da ſie der Mann zum erſten Male ſah. Liebt er ſie wirklich, ſo wird er es nie vergeſſen. Aber falls dies Kleid nicht der rechte Ausdruck ihres Weſens iſt, ſo muß ſie des Liebenden wahres Wollen gründlich erforſchen, ehe ſie ſeinem Werben nachgibt.

Für die Jugend

(Märchen aus der Weihnachtszeit.

Trudchen.

Feſtſtimmung herrſcht auf der weiten Erde, Feſtſtimmung bewegt die Herzen der Menſchen und die Augen von Groß und Klein erglänzen in der Vorfreude des herrlichſten aller Feſte, des heiligen Weihnachtsfeſtes.

Geheimniſſe überall, wohin das Auge blickt. Hier und dort tragen die Eltern verſtohlen Pakete ins Haus, um die Gaben, welche ſie vom Weihnachtsmann für die lieben Kleinen erſtanden, vor deren ſpähenden, neugierigen Blicken bis zum heiligen Abend zu verbergen. Und die Kinder, erſchreckt durch die nahenden Schritte der Eltern, huſchen auseinander und verſchwinden in allen Ecken, um ihre kleinen Weihnachtsgeheimniſſe in Sicherheit zu bringen, womit ſie die teuren Eltern zu überraſchen gedenken.

Dort über jenem großen Hauſe, das ſo einſam ſteht, erglänzte geſtern der Abendſtern, heute iſt der Himmel ſo trübe, kein Sternlein wagt ſich hervor und plätſchernd ſchlägt der Regen gegen die Scheiben jenes großen Hauſes.

Drinnen im behaglichen Zimmer ſitzt eine junge Frau, ſie hält ein liebliches, einjähriges Mädchen im Schoß und ihre großen, dunklen Augen blicken voll ſeligen Mutterſtolzes bald auf dieſen, ihren jüngſten Liebling, bald auf die ſanfte, kleine dreijährige Gertrud, welche in ihrer Nähe vor einem Kindertiſchchen im Lehnſtuhl ſitzt.

Die friſchen Kinderlippen bewegten ſich unaufhörlich: „Heute kommt ſicher noch der Weihnachtsmann“ flüſterten ſie, „er bringt Trudchen Pfefferkuchen und Bonbon wie geſtern, und morgen fährt Trudchen mit Papa, Mama und Schweſter Grete zu Großmama.“

So leiſe auch das Kind ſpricht, die Mutter hat es doch gehört, hat jedes Wort verſtanden.

„Heute wird der Weihnachtsmann wohl nicht kommen, Trudchen,“ ſagte ſie lächelnd. „Horch, wie der Sturm heult und der Regen gegen die Fenſter ſchlägt, es iſt ein garſtiges Wetter, da holt ſich ja der arme Weihnachtsmann naſſe Füße.“

Trudchen iſt ſehr ſtill und nachdenklich geworden, ſie iſt daran gewöhnt, daß der Weihnachtsmann jetzt faſt jeden Tag in der Dämmerſtunde kommt und etwas für ſie durch die Tür wirft, wenn ſie recht ſchön gebetet hat und nun ſoll ſie heute die Freude nicht haben. Ihre großen Augen blickten eine Weile recht ernſt, faſt traurig. Endlich erhebt ſie ſich und huſcht flink zur Tür hinaus in das nebenan liegende Schlafgemach.

Dort nimmt ſie unter dem Bett des Vaters die großen Filzſchuhe hervor und trägt ſie geheimnisvoll hinaus auf den Korridor.

„Was tuſt Du hier, Trudchen?“ fragte ſie der Vater, der gerade nach Hauſe kommt.

„Ich … ich —“ ſtottert die Kleine und wird feuerrot, als hätte ſie das ſchwerſte Unrecht begangen, „ich … bringe dem armen Weihnachtsmann … warme Schuhe.“

Und der Vater zieht das reizende Geſchöpfchen zu ſich empor an ſeine Bruſt und küßt bewegt die unſchuldigen Kinderlippen.

Aus dem Haus- und Familienleben

Zimmer, die ſich ſchwer heizen laſſen.

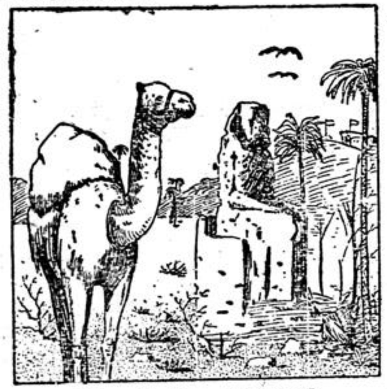
Selbſt der beſte Ofen verſagt in ſeiner vollen Wirkung, wenn ungünſtig gelegene Räume mit ihm geheizt werden ſollen. So ſind zu ſtändigem Gebrauch bei knappen Kohlenvorrat vor allem Eckzimmer gänzlich zu meiden, da an ihnen nach zwei Straßenſeiten hin, die äußere Luft die Wände ſtändig abkühlt und ſelbſt durch feſtſchließende Fenſter eindringt, wie wohl ſchon jeder beobachten konnte, daß beſonders breite Fenſterſcheiben das Sitzen am Fenſterplatz trotz fugenlos dichten Schließens wegen der fühlbaren Kälte unmöglich machten. Schlecht heizen laſſen ſich ferner jene Zimmer, die zwiſchen zwei ungeheizten Räumen liegen, das gilt auch in dieſem Falle von den an das Nachbargebäude anſchließenden. Iſt eine Verſtändigung von Nachbar zu Nachbar nicht möglich, ſo überzeugt am Abend der eigene Augenſchein ſehr bald davon, welche Zimmer bei dieſem als ſtändiger Wohnraum dienen, da ſie ja dann erleuchtet ſind. Zu den ſchlecht heizbaren Zimmern gehören ferner jene, die ans Treppenhaus, kalte Küche, Innenkloſetts, kalte Badeſtuben, ſowie ähnliche Räume anſchließen, oder, was noch ſchlimmer iſt, über Hausflur oder Toreinfahrt liegen. Selbſt der bekannte Zwiſchenboden über dieſen, zumeiſt der Parterrewohnung angeſchloſſen, vermag die durchdringende Kälte vom erſten Stock nicht gänzlich abzuhalten.

Wenn Kinder naſchhaft ſind.

Eine alte Erziehungsmethode möchte ich für die Fälle empfehlen, wo ein Kind von unbezwinglicher Naſchſucht befallen iſt, die es trotz Warnungen und gelegentlichen Schlägen nicht ablegt. Man bereite für die anderen Kinder die Lieblingsſüßſpeiſe des kleinen Sünders und gebe ihnen reichlich davon zu eſſen, während er ſelbſt zur Strafe für ſeine Näſcherei völlig leer ausgeht. Bei nur einem Kinde genieße man dieſe ſelbſt vor ſeinen Augen mit größtem Behagen und laſſe es Zeuge des gehabten Genuſſes ſein. Meiſt bedarf es kaum einer zweiten, ganz vereinzelt nur einer dritten Wiederholung, um die kleine Naſchkatze zur ſtandhaften Enthaltung gegenüber verbotenen Genüſſen zu erziehen. BB.

Rätſelecke.

Nr. 155: Vexier-Bild.

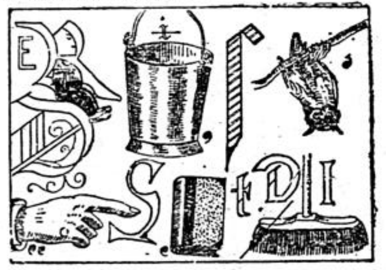


Wo iſt der Araber?

Nr. 156: Auszieh-Rätſel.

Aus jedem der nachſtehenden ſieben Wörter ziehe man zwei oder drei nebeneinanderſtehende Buchſtaben aus und verbinde dieſe dann. Sie müſſen eine mit dem Chriſtfeſt in engem Zuſammenhang ſtehende gewerbliche Veranſtaltung ergeben.

Nr. 157: Bilder-Rätſel.



Auflöſungen aus Nr. 50.

Nr. 152. Problem „Ruine“: Man lieſt zuerſt alle einzelnen Buchſtaben, dann die je 2, 3, 4, 5, 6 zuſammenhängenden Buchſtaben und erhält ſo: die Zeit verwandelt Schlöſſer in Ruinen.

Nr. 153. Rechen-Aufgabe: 935/1870.

Nr. 154. Bilder-Rätſel: Glas in Gold gefaßt bleibt Glas.

Verantwortlich für die Redaktion Pet. Becher, Brühl.
Druck und Verlag von P. Becher, Brühl.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage zur Brühler Zeitung und Weſſelinger Zeitung

Nr. 51 Sonntag, den 17. Dezember Jahrgang 1922

An meine Mutter.

Und bleib ich feſt, im Kampfe ſonder Wanken,
Ich dank' es einzig dir, mein Mütterlein!
All meines Herzens ſtille Lichtgedanken
Umweben dich mit einem Glorienſchein.

Du warſt der Engel mit dem Flammenſchwerte,
Der meiner Kindheit Paradies bewacht;
Du warſt es, Mutter, die mich beten lehrte,
Voll zarter Sorgfalt um mein Wohl bedacht.

Und all mein Jugendglück, all meine Schmerzen,
Was je mein Herz mit ſtiller Luſt umfing,
Ein Echo fand's im treuen Mutterherzen;
Nichts dünkte dir unwichtig und gering.

Voll Inbrunſt möcht' ich deine Hände küſſen,
Die zärtlich oft auf meinem Haupt geruht,
Wenn auf dem Kinderſchemel dir zu Füßen,
Ich innig flüſterte: „Bin dir ſo gut!“

O dürft' ich mir im tiefſten Herzen ſagen,
Daß nie dein Blick getrübt durch meine Schuld,
Daß nie dein Herz um mich ein Weh getragen,
Dies edle Herz, voll Güte nur und Huld!

Mit Roſen will ich deine Tage ſchmücken
Und mit der Freude hellſtem Sonnenſchein.
Die liebſte Pflicht ſei mir, dich zu beglücken,
Und deine Nähe ſoll mir heilig ſein! J. M.

Vereitelte Rache.

Von Ludwig Blümcke.

(Nachdruck verboten.)

Es war im Dezember. In der Dorfgaſtwirtſchaft, mit der auch ein kleiner Kramladen verbunden war, ſaß in der dunkelſten Ecke der Schenkſtube ein bärtiger Wandersmann in Lumpen und trank Branntwein. Sein aufgedunſenes Geſicht mit der kupferroten Naſe und den gläſernen Augen trug gar zu ausgeprägt in jeder Miene den Ausdruck des Laſters und der Verkommenheit. Darum gingen ihm die Menſchen aus dem Wege und ließen ihn allein hier am Tiſch in der dunklen Ecke ſitzen. —

„Seht, der Kerl mit dem ſtruppigen Bart und dem Räuberausſehen iſt jener Bettler, der am Vormittag von Haus zu Haus lief und den Leuten ſein Elend klagte,“ flüſterte jetzt ein Holzarbeiter ſeinem Nachbar zu. „Er will einmal beſſere Tage geſehen und einen ſchönen Bauernhof beſeſſen haben. Durch die Schuld eines böſen Nachbarn hätte er alles verloren und wäre er ſo tief geſunken.“ —

Gerade in dieſem Augenblick erſchien nebenan im Laden, in den man von der Schenkſtube hineinſchauen konnte, ein mit Paketen und Bündeln beladener Bauersmann, deſſen biederes Geſicht auf den erſten Blick einen ehrenwerten Charakter, eine treuherzige Geſinnung verriet. Er wollte noch einige Kleinigkeiten zum bevorſtehenden Feſt einkaufen. „Du ſiehſt ja wie der Knecht Ruprecht aus, Thomas Richter,“ ſprach der Kaufmann und Gaſtwirt zu ihm, ihm die Hand reichend. „Willſt du das alles zu Fuße heimſchleppen bei den verſchneiten Wegen?“

„Ich gehe über den Schwarzberg, der Pfad iſt noch ſchneefrei,“ antwortete der Bauersmann, ſeine Bürde von den Schultern nehmen und ſich den Schweiß aus der Stirn wiſchend.

Da hörte er, wie nebenan ein Glas mit großem Nachdruck auf den Tiſch geſetzt wurde, aber er ſah nicht den Mann, der es tat. „Wünſchen Sie etwas?“ fragte der Wirt, der da glaubte, er würde verlangt, hinein in die Gaſtſtube.

„Ich danke!“ erwiderte eine tiefe, heiſere Stimme, und niemand beachtete den Mann in der dunklen Ecke weiter, der augenblicklich nicht mehr ganz nüchtern war und den großen Schnapsrömer nicht mehr in der Gewalt ſeiner zitterigen Hände hatte.

Und doch ſah der unheimliche Fremdling in dieſem Augenblick klar, wie lange nicht. Er erkannte ja den Menſchen, der ſchuld an all ſeinem Elend ſein ſollte, ſchuld daran, daß er auch heute, wo Weihnachten vor der Türe ſtand, einſam im Finſtern wandeln mußte! Thomas Richter war der Menſch, den er glühend haßte, dem er Tod und Verderben wünſchte, nun ſchon zehn Jahre lang. Oh, niemand hätte ihn zu der Ueberzeugung zu bringen vermocht, daß er dem Bauern von Waidenhof ſchweres Unrecht tat, daß er ſelber ganz allein an ſeinem Elend die Schuld trug. Und doch war es ſo! — Ja, beſſere Tage hatte der Mann, deſſen Augen jetzt faſt aus ihren Höhlen quollen und deſſen Hände ſich drohend zur Fauſt ballten, einmal geſehen. Ihm gehörte vor Jahren der an den Waidenhof drüben hinter dem Schwarzberg angrenzende Mühlenhof, ein ſtattliches Grundſtück, das aber durch ſein liederliches Wirtſchaften und ſeine Neigung zum Trunk bald nach dem Tode des alten Beſitzers arg in Schulden geriet. Um nun aus aller Geldverlegenheit zu kommen, beſchloß Heinrich Gebhard, wie der Mann dort in der Ecke hieß, des reichen Waidenhofers einzige Tochter, die wegen ihrer Schönheit, Anmut und Tüchtigkeit vielgeprieſene blonde Maria, zu ſeinem Weibe zu machen. Da er damals ein ſtattlicher Menſch von gewinnendem Aeußeren war, zudem auf dem Waidenhof täglich ein- und ausging, ſo durfte er ſich einiger Hoffnungen hingeben, daß ſich dieſes Geſchäft würde glatt erledigen laſſen. Er zog alſo eines ſchönen Sonntags ſeinen Staatsrock an, ſteckte eine rote Roſe ins Knopfloch, überraſchte Maria in der Syringenlaube ihres Gartens und machte ihr einen Heiratsantrag. Aber das ſchöne Mädchen wandte ſich von ihm, erklärte ihm kurz und bündig, es würde ihn bei ſeiner Luſt zum Wirtshauslaufen und bei ſeinem Jähzorn niemals lieben können, zudem wäre es bereits heimlich verlobt.

Ihr Bräutigam war, wie der aus allen Himmeln gefallene Heinrich Gebhard bald erfahren ſollte, ein einfacher, beſitzloſer Knecht namens Thomas Richter. Als dieſer dann nicht viel ſpäter Marias Gatte und Beſitzer des großen Hofs wurde, er ſelber aber in Konkurs geriet, da artete die Wut auf den ihm vorgezogenen Freier in glühenden Haß aus. Und deſſen Flamme loderte noch heute in des verkommenen Menſchen Bruſt.

In dieſem Augenblick aber, wo er Thomas Richter mit all den Weihnachtsgaben bepackt ſah, ſtrahlend vor Freude, da hatte er die größte Mühe, an ſich zu halten und es nicht laut hinauszuſchreien: „Das iſt der Zerſtörer meines Glücks! Der Menſch hat mich ins Elend getrieben! Wehe, wehe ihm! Der Tag der Rache iſt gekommen!“ — — Er ſchwieg, aber um ſo lauter tobte das wilde Heer der Rachegeiſter in ſeiner Bruſt. „Ueber den Schwarzberg wird er heimwärts gehen. Das iſt ein öder, menſchenleerer Weg. Da könnteſt du ihm auflauern — ja, und die Weihnachtsfreude würde ihnen auf dem Waidenhof gründlich verdorben. Ein Hieb mit deinem Totſchlägerknittel und er iſt hinüber. Du wirfſt ihn in die Schlucht, man findet ihn erſt zum Frühjahr, wenn der Schnee fort iſt, man wird der Meinung ſein, er iſt verunglückt, und — du haſt deinen Rachedurſt geſtillt,“ ſo redete es in ihm, ſo trieb es, ſo hetzte es ihn. Er beſtellte ſchnell noch ein großes Glas Schnaps, ſtürzte es mit einem Zuge hinunter, zahlte und ging. — —

Nun ſteht Heinrich Gebhard da auf der einſamen Höhe, hart an die Felswand zur Rechten gelehnt, durch ein Föhrengebüſch wohl verſteckt. Der Sonnenball verſinkt im Weſten in ein weites Meer von Schnee und blutgetränkt ſcheint dem Rachedürſtenden das Tal zu ſeinen Füßen, über dem die Abendröte flammt. Wie von tauſend ſtrahlenden Weihnachtsbäumen leuchtet drüben die Tannenſchonung. Gebhard ſtarrt ſie mit ſtieren Augen an, und da iſt es ihm, als verwandelten ſich alle die vielen Lichter ebenfalls in Blutstropfen. Er ſieht und ſtaunt und träumt von Blut und Rache. — —

Eine Stunde nach dem verwahrloſten Wandersmann verließ auch Thomas Richter mit ſeinen Weihnachtsgeſchenken das Dorf und ſchritt hurtig heimwärts, die Freuden des heiligen Abends ſchon im voraus durchkoſtend. Er ſieht im Geiſte die ſtrahlenden Geſichter der Kinder, er hört ihr Jubeln und dankt Gott aus Herzensgrund, daß er ihn ſo reich geſegnet hat.

Nun iſt er auf der Höhe und bleibt einen Augenblick ſtehen, um Atem zu ſchöpfen. Die erſten Sterne ſtrahlen bereits am Himmel, und Glockengeläut ſchallt an ſein Ohr. Er geht weiter. Aber was liegt da im Wege? Stieß ſein Fuß nicht an etwas Weiches? Er ſchaut hin und ſtößt einen Schrei aus, denn ein Menſch liegt vor ihm, tot und ſtarr, wie es ſcheint. Ein großer Mann mit ſtruppigem Bart iſt es, deſſen Rechte einen mächtigen Knotenſtock mit ſchwerer eiſerner Zwinge krampfhaft umfaßt hält. Ohne ſich auch nur einen Augenblick zu beſinnen, wirft Richter ſeine Pakete auf die Erde, richtet den Beſinnungsloſen auf und zerrt ihn fort, ſeiner Behauſung zu. Sein Weib kommt ihm entgegen und hilft ihm, den Mann zu tragen. Bald liegt derſelbe in einer warmen Stube auf weichem Lager, und Richters bemühen ſich um ihn mit wahrer Nächſtenliebe.

Es gelingt ihnen, den faſt Erſtarrten ins Leben zurückzurufen. — Heinrich Gebhard führt wirre Reden; es währt lange, bis er ſeine klare Beſinnung wieder gefunden hat. Aber jetzt weiß er, daß der Mann, den er erſchlagen wollte, ſein Lebensretter geworden iſt. Da weicht aller Haß aus ſeinem Herzen, und nur der eine Gedanke erfüllt es: „Könnteſt du weit, weit fort von hier, ohne daß dich jemand erkennt!“ Reue, Scham, Ekel erfüllen ihn, und zum erſtenmal erkennt er mit ſehenden Augen den wahren Grund ſeines Elends. Nicht der Mann da, der ſich ſo liebevoll mit ihm zu ſchaffen macht, hat ihn zum Lumpen gemacht, ſondern er ſelber hat es getan. Er ſtammelt Dankesworte und ſchließt dann die Augen, wie wenn er ſchläft. Da verlaſſen Richters leiſe die Stube, um nun Weihnachten zu feiern mit den ungeduldig harrenden Kindern.

Sobald ſie hinaus ſind, richtet Gebhard ſich auf und ſucht einen Ausweg aus der Stube. Das Fenſter will er öffnen. Aber gerade in dieſem Augenblick tönt es aus drei hellen, klaren Kinderſtimmen an ſein Ohr: „O du fröhliche, o du ſelige, gnadenreiche Weihnachtszeit.“ Er ſteht wie gebannt da und lauſcht. Fort ſind die Gedanken ans Entfliehen, Tränen fließen über ſeine rauhen Wangen, die zitternden Hände falten ſich, und er verſucht zu beten, zu beten zum erſtenmal ſeit ſeiner Kindheit. Was er zu Gott ſpricht, iſt nichts als des Zöllners Bitte: „Gott ſei mir armen Sünder gnädig!“ Mehr vermag er nicht zu denken und zu ſagen. —

Und nun ſchleicht er hinein in die Weihnachtsſtube, nennt ſeinen Namen, geſteht, was er vorgehabt, daß er Richter erſchlagen hätte, wenn er nicht eingeſchlafen wäre in ſeinem Rauſch und fleht dann, ſchluchzend wie ein Kind, um Vergebung.

Er durfte mit Weihnachten feiern und fortan ſah niemand den Heinrich Gebhard mehr bettelnd auf der Landſtraße oder in einem Wirtshauſe. Er verdiente als Arbeiter ſein tägliches Brot und wurde wieder ein nützliches Glied der menſchlichen Geſellſchaft. Richters aber blieben bis an ſein Lebensende ſeine treuen Freunde.

Glauben.

Skizze von Lita Wolff, Pankow.

Peter Jüls und ſein Schiffer Auguſt Bollerjahn treidelten, daß ihnen der Schweiß helle Streifen in die ſtaubigen Geſichter zog. Es war ſehr heiß, und das träge Waſſer des Schiffahrtskanals flimmerte wie ein Spiegel, den man in die Sonne hält. Das ſchwere Seil drückte furchtbar.

„Die verdammtigen Kanäler,“ brummte der Schiffer in ſeinen grauen Vollbart, „da lob ich mir ſon feines Gefälle wie auf 'm Neckar oder meinswegen auch 'n büſchen Gefährlichkeit, wie donauabwärts. Dat hier is all ne tau langſtielige Geſchicht.“

Peter Jüls hörte nicht, was ſein Schiffer bremmelte, er hatte viel ſchwerere Sorgen. Sie mußten bald vor Anker gehen, es war höchſte Zeit, denn lange konnte es bei der Line nicht mehr dauern, ſie hatte ſchon vor einigen Stunden nach der Wehemutter verlangt. Deshalb treidelten ſie auch, um ſchneller vorwärts zu kommen.

Spandau war noch weit, und die Sonne ſtand ſchon ſehr hoch. Irgendwo mußten ſie alſo bald anlegen. Da ſprang der ſtruppige Schifferhund auf das Heck und kläffte furchtbar. Gleich darauf ſteckte der Heuerbub Fritze Mehlert den Kopf durch die Kajütentür und kletterte nach oben.

„Peter Jüls!“ ſchrie er durch die hohlen Hände laut. „Stoppen! Die Frau ſterbt ſonſt!“

Mit aller Gewalt ſtemmte ſich der Angerufene mit den muskulöſen Beinen feſt. Die Adern ſchwollen ihm dick an, das Geſicht wurde blaurot. Mit übermenſchlicher Anſtrengung ließ er in einem Ruck das Seil fahren. „Donnerlüchtig! Jetzt wird dat Ernſt!“ Auguſt Bollerjahn folgte ſeinem Brotgeber.

Fritze hatte ſchon den kleinen Kahn zu Waſſer gelaſſen und ruderte in aller Eile heran, um die Männer überzuholen. Nach wenigen Minuten trat Peter Jüls an das Bett ſeiner Frau, die ſich in Qualen wand. „Peter,“ ſtöhnte ſie, „ich ſterbe! Hol doch bloß gleich eine Frau!“

„Ja, Linchen, der Auguſt is ſchon weg, aber ſterben? I wo, ſieh mal, das müſſen doch alle jungen Frauchens durchmachen.“ Er gab ihr zu trinken und ſtützte ſie. Ihr Bett hatte die junge Frau noch ſelbſt mit friſchen Züchen bezogen. Die Kinderwäſche lag bereit, und auf dem kleinen Herd ſtand heißes Waſſer. So hatte ihr die Mutter beim Abſchied noch die nötigen Ratſchläge gegeben.

Die kleine Kajüte atmete größte Sauberkeit. Schneeweiße Gardinchen ſchmückten die winzigen Fenſter, vor denen blutrote Geranien glühten. Ein Kaſten mit Kreſſe und einer mit Peterſilie und Schnittlauch war außerdem angebracht und erſetzte den kleinen Küchengarten. Anfangs war es Linchen, dem luſtigen Vorſtadtkinde aus Böhmen, ſehr ſchwer gefallen, ſich an die beſchränkten, engen Verhältniſſe zu gewöhnen. Die Liebe zu ihrem Mann half ihr aber, ſich hineinzufinden. Langeweile kannte ſie nicht. Sie war immer eine kleine Leſeratte geweſen und verſchlang jede Zeitung mit brennendem Intereſſe. Ihr Mann hatte zuerſt gutmütig darüber geſpottet, allmählich aber ſelbſt in Ruheſtunden des Sonntags daran Gefallen gefunden. Er ging ſelten, faſt nie ins Wirtshaus, ſondern ließ ſich von Fritze Mehlert ein paar Flaſchen Bier holen, wenn ſie irgendwo anlegten. Auguſt Bollerjahn freilich, der ohne ſeinen geliebten „Köm“ nicht leben konnte, war „dat Tüch tau labberig“, er trank ſeinen ſteifen Grog und priemte dazu nach alter Seemannsart. Ihm genügte zur Lektüre das Geſangbuch als Erbauung. „Der neumodſche Kram verderbt ja bloß die Menſchens,“ behauptete er. —

Nach einer dem Ehepaar endlos erſcheinenden Zeit kam Auguſt Bollerjahn mit einer dicken Frau wieder, die nur mit Mühe die Kajütentreppe hinabklettern konnte. Nach eingehender Unterſuchung erklärte ſie dann, daß ſofort ein Doktor geholt werden müſſe, ohne ärztliche Hilfe dürfe die junge Frau nicht bleiben. Der alte Seebär kratzte ſich den grauen Kopf und trabte von neuem los, den Arzt zu ſuchen.

Mit Linchen war es arg ſchlimm geworden, ſie mußte entſetzlich leiden. Die gute Müllern war ratlos. Es war ein wirklich ſchwieriger Fall, wie ſie ſofort erkannt hatte. Ja — ſie fürchtete faſt das Schlimmſte, wenn nicht bald Hilfe kam.

Als der Arzt erſchien, hatte die Qual ihren Höhepunkt erreicht.

„Sofort ins Krankenhaus, eine Operation iſt dringend erforderlich.“ Das Geſicht des älteren Herrn war ſehr ernſt geworden. Peter Jüls war ganz kopflos. Mit ſtarken Armen trug er ſie dann aber doch ſelbſt vorſichtig die Treppe hinauf und bettete ſie in den Krankenkorb. Wie eine Tote lag ſie da.

Die beiden Männer ſaßen in der Kajüte. Peter Jüls hatte das Geſicht in den Händen vergraben und brütete dumpf vor ſich hin. Die Stunden ſchlichen. Abends ſollte er ſich Beſcheid holen. Ach — er hatte keine Hoffnung mehr.

Auguſt Bollerjahn ſetzte umſtändlich die Brille auf und holte das Geſangbuch hervor. Er fing halblaut an zu leſen: „Harre, meine Seele, harre des Herrn“. Als er bei der Stelle war: „Größer als der Helfer iſt die Not ja nicht“, ſchlug er mit der flachen Hand auf den Tiſch. „Sühſt du Peter, dat mußt du glöwen. — —“

„Is ja allens Quark! Wenns deinen lieben Jott jeben täte, ließ er mein armes Linchen nicht ſo aushalten.“

„Nä du, dat därfſt nich ſeggen. Verſünige dir man nich. Grad 'ne Prüfung is dat for ihr un dir. —“

„Nu ſitzt man hier und kann nich helfen! Rein verrückt werden muß man ja!“

„Bet' man, min Jung, dat helpt woll!“

„Quatſch! Seit meiner Einſegnung hab' ick bloß zur Trauung die Kirche von inwendig geſehen.

„Schäm di, dat noch extra zu behaupten! Merk di man: Gott läßt ſich nicht ſpotten!“ Als der andere höhniſch auflachte, fuhr er fort:

„Allens hat mir die neumodſche Zeit genommen, aber eins lat ick mi nu all nich wegnehmen, meinen Glauben, den mi mein oll Mutſch int Herz gepflanzt hat. Un ick weet ganz for beſtimmt, min Herrgott let mi nich in Stich, wennt hart uf hart kimmt. Verbieſter dir man bloß nich weiter in die verfluchtigen Ideen von heut. Dat führt tau nix, wie du all bei euch beſehen kannſt. Un nu ſetz di dal, ick les dir wat. Hör' ooch ſcheen zu. Ick bet all lang fort dat Linchen, aberſt du als ihr Mann mußt dabei helpen.“ Er blätterte in dem Geſangbuch, dann las er in feierlichem Ton, als ob er in der Kirche ſei:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten und hoffet auf ihn alle Zeit, den wird er wunderbar erhalten in aller Not und Traurigkeit.“ Das ganze Lied las er und dann: „Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt —“

Peter Jüls hörte geduldig zu. Wie eine Weiheſtimmung lag es in dem drückend heißen Raum. Als der Alte eine Ruhepauſe machte, fing er an zu reden. „Ick will dir mal wat ſagen. Wenn mir die Line wirklich wieder wird und noch 'n Junge dazu, dann verſprech ick dir hoch und heilig, an deinen lieben Gott zu glauben. Und denn ſoll der Junge ooch getauft werden.“

„Dat ſoll 'n Wort ſin, Peter Jüls. Nu falt' aberſt mal die Hände un bet' 'n Vaterunſer mit.“

Die beiden Köpfe, der alte graue und der junge blonde, neigten ſich über die gefalteten Hände. Laut und feierlich klang das Vaterunſer durch die enge Kajüte. Nach einer kurzen Stille ſagte der Alte:

„So, Peter Jüls, nu treck di an und kiek nach din Lütten. Ick verwett min Seelenheil, dat all en kleener Peter ſchreit.“

Mit wankenden Knien erhob ſich der Jüngere. Er zog die blaue Jacke über und ſtülpte die Mütze auf den blonden Schädel. Ein kräftiger Händedruck, dann verließ er die Zille.

Die Sonne ſank hinter dem Tegeler See. Wie flüſſiges Gold ſchwamm es auf dem Waſſer des Kanals und weiterhin auf den Wellen des Sees. Der Wald trat bis dicht heran, rot glühte es auf den Kiefernſtämmen. Die wundervolle märkiſche Landſchaft lag im tiefſten Frieden des hereinbrechenden Abends. Peter Jüls ſah nichts davon. Mit langen Schritten eilte er nach Spandau. Sein Herz jagte in wilden Schlägen. Dabei dachte er ununterbrochen an die Reden des alten Bollerjahn. Es hatte doch tief in ſeine Seele hineingegriffen.

Hell leuchtete der Abendſtern am opalfarbenen Himmel. Feuchten Blicks ſah er zu ihm empor. Und ſeine Gedanken formten ſich zu leiſe gemurmelten Worten.

„Wenn du wirklich da hinter den Sternen wohnſt, lieber Gott, dann gib mir ein Zeichen, daß es wahr ſein tut. Mach mir mein Linchen geſund, auf den Jungen will ich denn ſchonſt verzichten. Alſo hörſte, lieber Gott, gib mir den Beweis, und ich will denn auch niemehr nich zweifeln.“

Nach dieſem Stoßſeufzer wurde ihm leichter ums Herz.

Die Nacht lag auf Wald und See, der Vollmond ſtand als ſtrahlende Leuchte am Himmel, als Peter Jüls die Zille wieder erreichte. Er taumelte die Stufen hinunter. Bei der qualmenden Petroleumlampe nickte der Schiffer, das Geſangbuch vor ſich.

Schluchzend fiel ihm Peter Jüls um den Hals. Der Alte erſchrak heftig.

„Wat is denn? Wat is denn?“ ſtammelte er.

„Mein Linchen hat wahr und wahrhaftig einen Jungen!“ Peter Jüls zog das rotkarierte Taſchentuch, er ſchämte ſich der Tränen nicht.

„Na, denn ſetz' di dal, Peter.“ Der fiel faſt vor Uebermüdung und Aufregung auf den Bettrand. Die Stimme Auguſt Bollerjahns war ſehr zittrig, als er die Verſe las: „Nun danket alle Gott.“

Inbrünſtig faltete der glückliche junge Vater die Hände. Er konnte das Lied nicht auswendig, aber er folgte andächtig jedem Wort. Auguſt Bollerjahn klappte das Buch zu: „So, Peter — un nu lang mal den Köm her, nu woll'n wir den Jungen begießen.“ —

Eine Weile ſpäter klangen durch die Vollmondnacht ſchwermütige Weiſen über das Waſſer. Auguſt Bollerjahn ſpielte die Ziehharmonika.

„Wenn ich die Wahrheit ſagen darf“

Von Wilhelm Herbert, München.

„Wenn ich die Wahrheit ſagen darf ...“

„Ich bitte, mir nicht zu verübeln ...“

„Offen geſtanden, muß ich erklären ...“

Es gibt ſicher noch ein Dutzend ähnlicher Einleitungen, die von der Not geſchaffen worden ſind, in der ſich alle jene befinden, denen wirklich einmal das Mißgeſchick begegnet, ein Körnchen Wahrheit bekennen zu müſſen.

Ueberaus bezeichnend für das Ueberfluten der Geſellſchaftslüge über unſere ganze menſchliche Gemeinſchaft iſt es, daß wir eine ſo große Anzahl von Entſchuldigungen beſitzen und anwenden müſſen, wenn es ja einmal ſchon gar nimmer anders geht, als daß man ſagt, was wirklich iſt, wobei immer noch in Betracht kommt, daß auch dieſe Art von „Wahrheit“, die da zutage tritt, häufig ſehr verwäſſert und um ihr Beſtes gebracht iſt.

Alle dieſe Verſicherungen gegen das Uebelwollen, das man mit der Wahrheit erregt, ſind entſtanden durch die leidige Gewohnheit, ſich in Phraſen und Verſchleierungen zu bewegen, die um die Wahrheit wie um den heißen Brei herumgehen. In unſerer heutigen Verkehrsſitte iſt die Unwahrheit oder doch mindeſtens die Halb- oder Viertelwahrheit vollkommen gang und gäbe geworden. Es gilt als taktlos, als Zeichen einer ſchlechten Kinderſtube, wenn nicht gar als Beweis für geiſtige Entartung, wenn irgendwer mit der Wahrheit herausrückt.

Höchſtens noch, daß man über den lieben Nächſten, der nicht dabei iſt, annähernd die Wahrheit ſagt. Ja, in dieſem Ausnahmefalle kommt es ſogar nicht ungerne vor, daß die Wahrheit übertrieben wird und mehr zur Verlautbarung gelangt, als wahr iſt. Sonſt aber kann ſo gut wie niemand mehr ein wahres Wort vertragen. Man zieht ſich dadurch Feindſchaften zu. Man verſcherzt Wohlwollen und Vorteile. Man gilt als ein ekelhafter Menſch, wenn man ſich erkühnt, zu ſagen, was iſt — und der Vorſichtige, der Kluge, der Mann, der überall angenehm und gerne geſehen ſein will, wird ſich ſehr hüten, irgend jemandem Dinge zu ſagen, die wahr ſind. Denn Wahrheiten haben im Gegenſatz zu Lügen und Schmeicheleien faſt immer die peinliche Eigenſchaft, daß ſie nicht lieblich klingen.

„Aber ſowas ſagt man doch nicht ..“ Es iſt mir ſchon mehr als einmal im Leben begegnet, wenn mir eine Wahrheit herausrumpelte, daß mir von dritter Seite mit Entrüſtung, mit Tadel, mit Erſtaunen ſo geantwortet wurde.

Wer wagt es, das Alter einer Dame zu erforſchen, ſelbſt wenn es ſein müßte, oder auch nur, es anzudeuten? Wer wagt es, irgend jemandem irgend etwas ins Geſicht zu ſagen, was ihm unangenehm iſt und was doch, wenn es der andere wüßte, oft für ihn ſehr gut und heilſam wäre?

„Ja, warum hat mir denn kein Menſch etwas davon geſagt?“ jammert oft einer, der blind an der wichtigſten Wahrheit vorüberging, die ihn betraf, und ſie meiſt erſt dann erfährt, wenn das Unglück geſchehen iſt. „Aber das kann man doch nicht!“ iſt die landläufige Antwort darauf. Lieber läßt man einen Menſchen ins Unglück rennen, als daß man ihm andeuten würde: „Du, paß auf! Du biſt auf dem falſchen Wege! Dir droht eine Gefahr! Nimm dich in acht!“

Wenn wir vorwärts kommen wollen, müſſen wir wieder aufrichtiger werden und wieder mehr Wahrheit vertragen können und nicht immer gleich beleidigt ſein, wenn ſie uns einer ſagt.

Worin ſieht er mich am liebſten?

Eine rechte Evastochter nimmt dieſe Frage ſchon von Haus aus nicht auf die leichte Achſel, und ſie wird es erſt recht nicht tun, wenn ſie die Erfahrungen beherzigt, die Anne Marvell in einem engliſchen Blatt zum beſten gibt. Danach muß eine Frau, wenn ſie wiſſen will, wie ihr Liebſter ſie ſieht oder zu ſehen wünſcht, die kritiſchen oder ſchmeichelhaften Bemerkungen wohl beachten, die er über ihre Kleidung macht. Sie ſind ein ſicheres Anzeichen für die Art ſeiner Gefühle. Nun hat eine Frau, die den rechten weiblichen Scharfblick hat, zwar in der Regel auch bald heraus, welches die charakteriſtiſchen Züge des Bildes ſind, das er von ihr im Herzen trägt, und weiß ſich, wenn ſie klug iſt, danach zu richten, auch ohne des von Anne Marvell angeratenen Umwegs zu bedürfen. Immerhin mag es nicht unnütz ſein, die Beobachtungen der Engländerin mit Verſtand zu leſen, umſomehr, als ſie behauptet, daß die Männer eben das, worauf es ankommt, nämlich, wie ſie die Geliebte ſehen, oder vielmehr wie ſie ſie zu ſehen wünſchen, auf hundert Arten zu verbergen wüßten.

Wenn der Liebende die Frau, der ſein Herz gehört, beſonders gern in einem Schneiderkleid in ſchwarz oder marineblau ſieht, ſo iſt es ihr geſunder Menſchenverſtand, ihre Sicherheit, ihre Korrektheit, die ihn anziehen. Das Schneiderkleid nähert die Frau am meiſten dem Manne; in dieſer Kleidung erſcheint ſie ihm als ſeinesgleichen, als ſein rechter Kamerad, vor dem er keine Scheu zu haben braucht. Auch hat dieſe Toilette den großen Vorzug, daß ſie den unanſehnlichſten Frauen ſo gut wie den Schönſten ein Anſehen graziöſer Würde gibt.

Andere Männer lieben die Frau in den eigentlich frauenhaften, anſchmiegenden Kleidern, die ihrer Trägerin, auch wenn ſie aus dem alleranſpruchvollſten Material gearbeitet ſind, doch immer etwas von kindlicher Naivität verleihen. Männer, die dieſe Kleidung vorziehen, glauben an ihre eigene Kraft, ſehen die Geliebte als etwas Zartes und Zerbrechliches an, mit ihrer Männlichkeit verglichen, als ein Kind, das ſie ſchützen und ſchirmen wollen. Der Mann, der ſich in eine Frau verliebt, wenn ſie ein ſolches Kleid trägt, wird ein gütiger und großmütiger Gatte werden, aber er wird die Zügel in der Hand behalten wollen.